

Peter Fuchs mit
Markus Heidingsfelder

Die Lehre vom Saint Délire

Konversation über den Sinn von Wahn

124 Seiten · broschiert · € 39,90
ISBN978-3-95832-275-2

© Velbrück Wissenschaft 2022

Vorwort

»Eine Halluzination ist eine rein sensorische Bewusstseinsform, eine ebenso wahrhaftige Sinneswahrnehmung, wie sie in Gegenwart eines realen Objekts stattfindet. Nur dass das Objekt zufällig nicht da ist.«

William James

Wenn man sich mit Halluzination als Form befasst, findet sich zunächst ein beeindruckendes Konvolut von Synonymen, beispielsweise: Wahrnehmungstäuschungen, Trugwahrnehmungen, Schimären, Visionen, Wahnvorstellungen, Fantasiegebilde, Gaukeleien, Trugbilder etc. Immer geht es um Wahrnehmungen, immer um psychische Systeme, immer auch um die radikale Differenz zwischen Realität und Irrealität, der man, wenn es um Halluzinationen geht, kaum ausweichen kann.

Damit ist allerdings die Chance zur Reflexion verspielt. Man muss dann nicht weiter über Halluzinationen reden, die Sache hat sich erledigt. Die Wirklichkeit täuscht nicht, vor allem die jeweils eigene nicht.

Die Frage danach, ob Halluzinationen selbst real sind, wird als irrelevant aufgefasst.

Eine unserer Thesen ist aber, dass diese Unterscheidung nur in der Form eines ›Ohne-einander-nicht‹ vorkommt, was bedeutet, dass die Einheit solcher Differenz nicht beobachtet werden kann. Ihre Seiten lassen sich nicht stabilisieren, sie sind nicht an sich gültig, so wenig wie die von Sein und Nichts oder System und Umwelt. Wenn man sagt, etwas sei irreal, wie zum Beispiel Halluzinationen, tanzt das Reale schon mit; wenn man sagt, etwas sei real, ist das Irreale mit auf dem Tanzplatz.

Dabei ist es ein Leichtes, die Binarität des Schemas ›Wirklichkeit/Unwirklichkeit‹ zu ent-binarisieren. Man kann diese Differenz nämlich als Kontinuum beobachten, als Gleiten zwischen schwach definierten Rändern, ›innerhalb derer auch‹ ›Möglichkeiten‹ mithuschen können, mithin: Kontingenz in der Form des ›Weder notwendig noch unmöglich‹. Damit wäre auch die Idee der Unterscheidbarkeit dessen, was real, was irreal ist, hinfällig.

Die alte Schrödinger-Katze ist wie immer das Beispiel par excellence. Sie kann, wenn nicht beobachtet, sogar in einem Zustand des ›Weder tot noch lebendig‹ sein. Sie befindet sich in einem nicht markierten und nicht markierbaren *state*, und wenn man sagt, sie ›befinde sich in ...‹, stößt man wiederum auf eine lähmende Paradoxie; wenn sie glänzend ignoriert oder entfaltet wird, hat man es beispielsweise mit Quantentheorie zu tun.

Für den Alltag sind solche Überlegungen befremdlich und nutzlos. Jemand hat eben Halluzinationen, oder er hat sie nicht. Dass ein Gedanke dieser Art informationslos ist, liegt auf der Hand: Halluzinationen werden ja erzählt, berichtet, und so verhält es sich mit den Lebenswelten auch: Die Liebe kann man nicht fotografieren, sie ist ein fungierendes Narrativ, kein Tatbestand, und gleicht darin den Halluzinationen, aber auch den Träumen. »La vida es sueño« (Das Leben ist Traum) heißt es bei Calderon.

Will man vermeiden, sich durch reifizierende Behauptungen düpiieren zu lassen, könnte man sie glatt durchstreichen. Das ist so einfach wie unmöglich, möglich, weil man sich dazu entscheiden kann, unmöglich, weil auch das Durchstreichen gelten muss als ein ›Tun‹, als wirkliches Durchstreichen. Sprache würde keinen Sinn machen, wenn es nicht so wäre. *Ceci n'est pas une pipe* – stimmt immer.

Die vorliegende Arbeit stellt jedenfalls nicht die Frage, ob Halluzinationen real oder irreal seien. Sie führt nirgendwohin, weil diese Alternative immer ein IST enthält. Die Entscheidung zwischen wirklich und unwirklich spielt demzufolge hier keine Rolle, sehr wohl aber so etwas wie ›Erfahrung‹ oder ›Erleben‹, Wörter, die ich ansonsten nicht unbedingt schätze.

Aber ich war ja lange und sehr dicht verwickelt in die ›Welt‹ der Halluzinationen und deren ›Nebenerscheinungen‹. Sie stießen mir unversehens zu und wurden, als ich wieder bei Sinnen war, eine Herausforderung,

insbesondere mit der Frage, was das heißen kann ›wieder bei Sinnen sein‹, wenn man ohne das Medium ›Sinn‹ gar nicht über Halluzinationen reden oder schreiben könnte? Ohne Sinn wären sie keiner Phänomenologie zugänglich, sie könnten nicht ›erscheinen‹.

Luhmann empfiehlt, die Form der Phänomenologie anders zu bestimmen: »Phänomenologie ist hier weder gemeint als Erscheinen des Geistes in der Welt noch als Erscheinen der Welt im Geiste. Wir setzen weder das Hegelsche noch das Husserlsche Theorieprogramm fort, sondern begreifen Phänomenologie als Lehre vom Erscheinen der Differenz, und zwar zunächst: der Differenz des Wirklichen und des Möglichen.«¹

Es ist diese Differenz, die im Zentrum des vorliegenden Buches steht. Wie kann man Differenzen phänomenalisieren, deren Seiten nicht appräsentiert werden können, weil sie – jedenfalls dem Anschein nach – nur ›gleichzeitig‹ ihr Spiel spielen können? Oder sollte man ›Gleichzeitigkeit‹ von vorherein als Mittel der Analyse von Sinnprozessen stornieren? Oder ...

Kurz: wir entschlossen uns, ein einschlägiges Buch zu schreiben, das sich in eine de-präzisiert anmutende Welt stürzt. Es sollte skizzenhaft sein, Abschweifungen und Sprünge, aber auch Theorie zulassen, ›Tastereien‹, wenn man so will, die keinen Anspruch auf Gültigkeit erheben. Deswegen ist es notwendig gewesen, Unordnung zuzulassen.

Das ist möglich, wenn man einen Textform wählt, die diese ›Ungepflegtheit‹ im Blick auf Konsistenz pflegt: die Konversation, also Gespräche, in denen der Versuch gemacht wird, jede Hysterie zu vermeiden.

Beste Erfahrungen hatte ich mit Markus Heidingsfelder in dieser Hinsicht schon gemacht. Ich fragte ihn, ob er sich erneut zur Verfügung stellen würde, diesmal für ein dunkles, bedrohliches, zuweilen mystisch anmutendes Thema. Er stimmte zu.

Peter Fuchs

1 Luhmann, N., *Ideenevolution. Beiträge zur Wissenssoziologie* (hrsg. von André Kieserling), Frankfurt a.M. 2008, S. 15. Kursivierung durch mich, P.F.